

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 39 (1956)
Heft: 11

Artikel: Mystik der Weltgeschichte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-410572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

39. JAHRGANG

N R. 11 — 1956

1. NOVEMBER

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN
VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Mystik der Weltgeschichte

In seiner «Hamburgischen Dramaturgie» (1767) urteilt *G. E. Lessing* über die Glaubwürdigkeit irgendeiner Geschichtsschreibung: «Was ist das Erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht die innere Wahrscheinlichkeit?»

Das klingt sehr plausibel, aber die Sache ist nicht so einfach, wie sie einem typischen Vertreter einer rationalistischen Denkepoche erscheinen möchte, denn jede Geschichtsschreibung ist Ausdruck bestimmter politischer Interessen jener Gesellschaftsschichten, die jeweils im Kulturleben dominieren. Um diese Binsenwahrheit zu verschleiern, sprach man später von der «inneren Logik der Tatsachen» und meinte damit, daß es im Weltgeschehen keine isolierten Ereignisse gebe, sondern daß alles, was geschieht, kausal zusammenhängt. Andernfalls wäre eine historische Darstellung nur eine Chronik, die gerade so gut auch anders verlaufen könnten. Dieser Eindruck liegt besonders dann nahe, wenn die Geschichtsschreiber die Auffassung vertreten, alle Geschichte sei durch das Walten hervorragender Persönlichkeiten verursacht, die — ohne Rücksicht auf alle gesellschaftlichen Umstände — jeder Epoche ihren eigenen Willen aufzwingen.

Wenn *G. E. Lessing* von der Glaubwürdigkeit einer geschichtlichen Darstellung sprach, so hatte er offenbar auch die Unglaubwürdigkeit der Bibel im Auge, denn das Alte Testament ist das Musterbeispiel einer Chronik, die von der Existenz eines höheren Wesens ausgeht, von dem die Theologen behaupten, daß es die «Ursache seiner selbst» sei, was etwa der Erzählung des Jägerlateiners Münchhausen entspricht, der uns weismachen will, daß er sich und sein Pferd vor dem Versinken in einen Sumpf bewahrte, indem er sich an seinem eigenen Zopf packte und kräftig in die Höhe zog. (Womit natürlich

nicht gesagt ist, daß sämtliche christgläubigen Menschen mit der obigen Behauptung der Theologen übereinstimmen. Die Religion ist ein kompliziertes Gebilde voll logischer Widersprüche, die aber von den Gläubigen nicht als solche empfunden werden. Es liegt im Wesen einer jeden fixen Idee, daß durch sie die Urteilskraft herabgesetzt wird.)

Dies sei vorausgeschickt, um eine seltsame Tatsache in ein helles Licht zu rücken: Der schwedische Dichter *August Strindberg*, der in seinen letzten Lebensjahren zum Mystizismus neigte, verfaßte eine Schrift «Mystik der Weltgeschichte» als Ergänzung zu seinen weltbekannten «Historischen Miniaturen», die sich durch eine packende Dramatik auszeichnen. Aber mit der historischen Treue nahm er es nicht allzu genau, was ein charakteristisches Beispiel illustrieren möge. Da findet sich ein Kapitel «Das tausendjährige Reich», das jene neurotische Epoche behandelt, in der die gläubigen Christen im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung im Hinblick auf die Weissagungen in der «Offenbarung Johannis» davon überzeugt waren, daß der Untergang der damals bestehenden Welt bevorstand, der Heiland erscheinen und ein neues tausendjähriges Reich einleiten werde. Strindberg schilderte an einer anderen Stelle den seelischen Zustand der hysterisierten Massen wie folgt:

«Die Furcht steigerte sich, je näher man dem verhängnisvollen Tage kam. Die Menschen schenkten ihre Güter fort, jede Tätigkeit hörte auf, alles gab sich der Buße und Gebeten hin. Selbst dem Kaiser wurde bange. Er unternahm eine Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Adalbert in Gnesen, er öffnete das Grab Karls des Großen in Aachen und entnahm ihm das goldene Kreuz».

Fürwahr, eine dramatische Begebenheit, und man begreift, daß der Dramatiker Strindberg sich von diesem Stoff mächtig angeregt fühlte. Er läßt den Papst (Sylvester II.) in der alten Peterskirche eine Mitternachtsmesse zelebrieren und fabuliert unbekümmert:

«Die Kirche war überfüllt. Die Menschen hatten sich auf den Boden niedergeworfen. Es herrschte tiefes Schweigen. Wenn der Priester den Kelch erhob, so hörte man die knisternden Laute, die durch die Bewegung seiner Leinenärmel entstanden. Aber man hörte noch einen anderen Laut, der klang, als ob die letzten Minuten des Jahrtausends ausgemessen würden. Er klang wie der Puls im Ohr des Fieberkranken und schlug ebenso stark. Die Tür der Sakristei stand nämlich offen, und die große Uhr, die darinnen hing, tickte ganz ruhig und unbeirrt, einmal in der Sekunde. Der Papst, der ein ebenso ruhiger Mann war, hatte wahrscheinlich die Tür offengelassen, um in dem entscheidenden Augenblick die höchste Wirkung zu erreichen. Sein Antlitz war vor Aufregung leichenblaß; es zuckte aber nicht und auch seine Hände zitterten nicht. Die Messe

war zu Ende und ein Todesschweigen trat ein. Man erwartete von dem Diener des Herrn am Altar einige tröstende Worte; er sagte aber nichts. Er stand ins Gebet versunken, wie es schien, die Hände ausgestreckt gegen den Himmel. Die Uhr tickte, das Volk stöhnte; aber nichts geschah. Wie Kinder, die sich vor der Dunkelheit fürchten, lagen die Versammelten auf dem Angesicht und wagten nicht, aufzublicken. Von manchen eiskalten Stirnen tropfte der Angstschorf, und die eingeschlafenen Beine schmerzten oder wurden gefühllos, als ob sie amputiert worden wären. Da hört plötzlich die Uhr auf, zu ticken ... War ihr Werk abgelaufen? War dies ein Wahrzeichen? Sollte alles jetzt stillestehen? War die Zeit zu Ende und begann nun die Ewigkeit? Aus der Versammlung waren einige erstickte Schreie zu hören. Einige Menschen fielen, von der Angst getötet, auf den Steinboden. — Da begann die Uhr zu schlagen: eins, zwei, drei, vier ... Und nun sollte der zwölftes Schlag kommen! — Er kam ... und verklang. Ein tödliches Schweigen folgte. Da wandte sich Sylvester um, und mit dem stolzen Lächeln eines Siegers erhob er die Hände zum Segen. In diesem Augenblick begannen vom Turme alle Glocken zu läuten, voll, jubelnd. Und von der Orgelempore erschallte ein Chor aus jungen und alten Stimmen, zuerst etwas unsicher, dann immer kraftvoller und strahlender: *Te Deum laudamus!* klang es, und die Gemeinde stimmte ein; aber es dauerte eine Weile, ehe die steifen Rücken wieder gerade wurden und bis man sich vom Anblick der vor Angst Gestorbenen erholt hatte. Als der Gesang geendet hatte, fielen die Menschen einander in die Arme, lachend und weinend, wie Wahnsinnige, und gaben sich den Friedenskuß. So endete das erste Jahrtausend nach Christi Geburt.»

Stilistisch großartig! Nur stimmt etwas nicht. Es gab nämlich im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung noch keine Pendeluhrn. Ein arger Regiefehler, der da dem historisch unbeschwert Dichter unterlaufen ist. Schilderungen von Kirchenszenen mit religiös fanatisierten Massen sind literarisch gewiß wirkungsvoll; man denke etwa an die packende Erzählung «Die Pest in Bergamo» des dänischen Dichters *J. P. Jacobsen*. Aber natürlich darf kein historischer Mißton in die dargestellte Handlung hineinklingen; sie muß in höherem Sinne «glaubwürdig» sein. Bei dem von Strindberg gewählten Thema kommt noch hinzu, daß die genaue Zeitbestimmung des Jahres 1000 überhaupt schwer möglich war, da in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Kalenderrechnungen in Verwendung standen.

Doch was bedeutet der aufgezeigte historische Lapsus gegenüber der Tatsache, daß Strindberg — offenbar unter dem Einfluß der Schriften des Mystikers *E. Swedenborg* (1688—1772) — eine Schrift verfaßte, die darauf hinauslief, das Walten eines höheren «Weltwillens» in der Geschichte nachzuweisen. Eine solche religiöse Geschichtsauffassung gehört sinngemäß ins 17. Jahrhundert. (vgl. das Geschichtswerk «Discours sur l'histoire universelle» des französischen Kanzelredners *J. B. Bossuet* (1681). Wenn man bedenkt, daß

Strindberg (1849—1912) zu einer Zeit lebte, da die bürgerliche Geschichtsschreibung bereits einen Höchststand zu verzeichnen hatte, so kann man sein Werk «Mystik der Weltgeschichte» nur als krankhaft bezeichnen. Das ist keine dichterische Schrulle mehr, sondern Ausfluß einer irregeleiteten Phantasie. In schroffem Gegensatz zu der Ansicht des aufgeklärten Bürgertums, wonach der Interessencharakter jeder Geschichtsschreibung deklariert wurde, schloß Strindberg sein Werk mit dem lapidaren Satz:

«Der große Synthetiker, der die Gegensätze vereinigt, die Widersprüche auflöst und das Gleichgewicht aufrechterhält, ist kein Mensch und kann kein anderer sein als der unsichtbare Gesetzgeber, der in Freiheit die Gesetze abändert, wenn sich die Verhältnisse geändert haben: der Schöpfer, Auflöser und Erhalter, er mag genannt werden — wie man will.»

Strindberg hat in einem seiner Romane («Die gotischen Zimmer») den Hochschulbetrieb seiner Zeit einer heftigen Kritik unterzogen, wobei er sich offenbar recht revolutionär vorkam; er bezeichnete dort das an den Universitäten vermittelte Wissensgut als geistigen «Kram», der nur dazu bestimmt sei, den Studierenden Schwierigkeiten zu bereiten. Das mag zum Teil richtig sein, doch einen solchen Kram, wie ihn Strindberg selbst in seiner «Mystik der Weltgeschichte» verzapft, wird man wohl kaum an irgendeiner höheren Schule — höchstens an der theologischen Fakultät — finden. Es ist natürlich leicht, die mystischen Ansichten des Dichters über den bisherigen Verlauf der Weltgeschichte zu widerlegen, und es genügt wohl, einige seiner «Argumente» unter die kritische Lupe zu nehmen, um ihn ad absurdum zu führen, wobei es uns ganz fern liegt, ein Werturteil über seine sonstige literarische Produktion abzugeben. Doch es muß einmal gezeigt werden, wie jammervoll sich Strindberg abzappelte, um zum Begriff eines Weltenlenkers zu gelangen. (Wir zitieren nach der im Jahre 1949 erschienenen Ausgabe des schweizerischen Manesse-Verlags, die von Willi Reich eingeleitet wurde.)

Es ist schon recht bezeichnend, was der grübelnde Dichter am geschichtlichen Geschehen als «unerklärlich» empfindet. Es ist ihm z. B. unerklärlich (Seite 495), daß «es so viele Religionen geben mußte, wo es doch nur einen Gott gab». Ja, wenn man von vornherein die Annahme macht, daß es überhaupt einen Gott gibt, dann muß es allerdings seltsam erscheinen, daß sich im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Religionen entwickelt haben. Wie ein politischer Kannegießer stellt Strindberg fest:

«Wir ahnen nicht, warum Christus mit Zeus ein Ende machen und warum das Christentum der Antike in Europa nachfolgen mußte, aber wir können die Tatsache nicht ableugnen, daß in Europa dem griechischen Tempel die Kathedrale folgte und nicht die Synagoge oder die Moschee.»

Man staunt, daß ein so regsame Geist wie Strindberg weder die Entstehung der Naturreligionen begreift, die mit der unmittelbaren Beobachtung der den primitiven Menschen unverständlichen Naturkräfte und Naturvorgänge folgten, noch die sogenannten Kulturreligionen, die sich zwanglos aus gesellschaftlichen Umlagerungen erklären lassen. Da mußte er allerdings zu der beschämenden Behauptung gelangen, daß wir «weder Religion noch Gott genau definieren können». Gerade dies ist uns jedoch in der Religionspsychologie und Religionssoziologie längst klar geworden und diese Wissenschaften hätten einem mit der Zeit gehenden Dichter — bereits vor 1912 — bekannt sein müssen. Vor allem fehlte ihm das Verständnis für soziale Tatsachen; wohl beruft er sich auf *Herbert Spencer*, der in der Entwicklung der Menschheit ein Streben vom Heterogenen (Verschiedenartigen) zum Homogenen (Gleichartigen) entdeckt zu haben glaubte, wozu Strindberg bemerkt, daß der moderne Sozialismus bewußt aus diesem Streben zu dienen sucht. Aber was verstand schon Strindberg vom Sozialismus? Es sind ihm nicht einmal die verschiedenen Knechtschaftsformen der Menschheit (Sklaverei, Leibeignschaft und Lohnarbeit) geläufig, und so muß er im Historischen zu schiefen Urteilen gelangen. Er begreift nicht einmal, wie es «zur Abspaltung der protestantischen Kirchen kommen konnte» (Seite 494). Was den Protestantismus in Deutschland betrifft, so darf man nicht vergessen, daß zur Zeit Luthers nicht weniger als ein Drittel des gesamten Bodenbesitzes der Romkirche untetan war, und die leib-eigenen Bauern mußten auf dem Gebiet der Kirchenfürsten genau so schuften wie auf dem Gebiet der weltlichen Grundherren. Da mußten die an sich tief gläubigen Bauern, deren Ausbeutung in dem Maße zunahm, als die beginnende Geldwirtschaft eine Steigerung der Ausbeutung sinnvoll machte, am Christentum irre werden und sie wurden empfänglich für den von Luther erhobenen Ruf nach evangelischer Freiheit. (Man lese die geradezu rührend-bescheidenen Forderungen der revoltierenden Bauern im deutschen Bauernkrieg, die in den berühmten 12 Artikeln enthalten sind.) Warum aber einige deutsche Fürsten Luther unterstützten, ist noch einfacher zu erklären. Alljährlich wanderte ein großer Teil des deutschen Nationalvermögens als «Peterspfennig» nach Rom. Es bedurfte nicht

erst des schändlichen Ablaßhandels, um das nationale Gewissen vieler Gläubigen zu wecken. Was jedoch die deutschen Fürsten betrifft, so war es nicht Glaubenseifer, der ihren Abfall vom Katholizismus bewirkte, sondern eine höchst materielle Erwägung. Ihr Abfall rentierte sich; sie konnten die von katholischen Kirchenfürsten verwalteten Gebiete in ihren Ländern «säkularisieren» (verweltlichen), d. h. ihrem eigenen Besitz einverleiben. Aehnlich stand es in anderen Ländern, zumal in England, wo der heiratslustige König Heinrich VIII. seine katholische Ehefrau loswerden wollte; so machte er sich selbst zum Anwalt einer neuen, der anglikanischen Kirche. Man braucht nur die Frage zu stellen: Wer hatte etwas davon? um den «Finger Gottes» aus der Geschichte auszuschalten. Im historischen Geschehen entscheiden nicht Sentimentalitäten, sondern das harte Realitätsprinzip, und so wollen wir dem Reformator Luther auch nicht weiter ankreiden, daß er sich auf die Seite der deutschen Fürsten stellte, als diese von den «aufrührerischen» Bauern bedroht wurden.

Als ein zweites Beispiel einer schiefen historischen Darstellung sei der Fall «Kolumbus» herausgegriffen: Bekanntlich hatte der kühne Genuese einst die Größe der Erdkugel unterschätzt und gemeint, er werde Ostindien auf dem Westwege erreichen; von der Existenz des amerikanischen Kontinents hatte er keine Ahnung. Als Ueberbleibsel dieses Irrtums ist die Bezeichnung «Westindien» für die Inselgruppe der Antillen anzusehen. Strindberg folgert nun aus dem Irrtum des Kolumbus, daß dieser gleichsam als «blindes Werkzeug» Gottes gehandelt habe. Gegen solche fixe Ideen kann man natürlich nicht polemisieren. Der gesunde Menschenverstand stellt allerdings die Frage, was für Motive Kolumbus bewogen haben mögen, die für seine Zeit unerhörte Fahrt nach Westen zu wagen. Bekanntlich hatten bereits die Kreuzzüge, die in Wahrheit Wirtschaftskriege unter religiöser Flagge waren, den Gesichtskreis des handelreibenden Europas erweitert, und so ist es weiter nicht verwunderlich, daß Kolumbus auf den Gedanken kam, den politisch ungefährlicheren Weg nach dem Morgenlande über den Westen zu suchen. Die folgenden Entdeckungsfahrten eines Cortez und Pizarro galten allerdings dem Golde, nachdem die kühne Fahrt des Kolumbus den Bann einmal gebrochen hatte.

Strindberg sieht das geschichtliche Geschehen jedoch ganz anders. Er schreibt: «Der Heide Cäsar glaubt Nordeuropa zu romanisieren,

als er es Christus entgegenführt. Die Horden der Völkerwanderung bewegen sich von Osten nach Westen, ohne zu wissen weshalb, und sie zerstören die verfaulten Kulturen Griechenlands und Roms, während sie glauben, Länder zu erobern und Schätze zu gewinnen.» (Seite 426.) Gottes Ratschluß bleibt dem grübelnden Dichter nach wie vor verborgen, und er zerbricht sich vergebens den Kopf darüber, warum immer wieder asiatische Menschenhorden bis ins Mittelalter hinein Europa bedrohen, wie z. B. der Begründer des Mongolenreiches Dschingis-Khan. Solche Raubzüge setzen natürlich voraus, daß die Erde damals bereits relativ dicht besiedelt war und die seßhaft gewordenen Völker Ackerbau und Viehzucht trieben. So wächst denn der Anreiz für kriegerische Nomaden, sich als «Geißel Gottes» zu betätigen, d. h. friedliche Ackerbauern zu überfallen und zu versklaven. (Nebenbei: Die Kastengliederung in Indien ließ darauf schließen, daß kriegerische Bergstämme die Ureinwohner unterjocht hatten und durch ein ausgeklügeltes religiöses System in dauernder Abhängigkeit hielten.)

Doch selbst, wenn wir von gewaltsamen Eroberungen absehen, die ihre besonderen materiellen Hintergründe haben, geht die Entwicklung des Menschengeschlechts ganz andere Wege als Strindberg es sich «mystisch» zurechtlegt. Der Mensch ist «a toolmaking animal» (*Benjamin Franklin*), «ein Werkzeuge machendes Tier», und der Fortschritt der Menschheit ist der fortschreitenden Entwicklung der Werkzeuge zu verdanken, die zugleich eine immer feiner ausgebildete Arbeitsteilung ermöglichte. Das wurde sogar von idealistisch orientierten Historikern — lange vor dem Sieg der materialistischen Geschichtsbetrachtung — erkannt, und sie unterschieden mit Rücksicht auf die Evolution der Werkzeugtechnik die großen Epochen der Menschheitsentwicklung: Steinzeit, Bronzezeit und Maschinenzeitalter. Das muß doch dem Dichter Strindberg bekannt gewesen sein! Und dennoch sein Rückfall in magische Denkformen.

Er tut dies übrigens zunächst nur zaghaft, gleichsam hypothetisch. So schreibt er z. B. auf Seite 417:

«Wenn wir die Entstehung des Christentums betrachten, und sein Eingehen in die Kultur des Abendlandes, so erscheint dieses weltgeschichtliche Ereignis als eine planmäßige Handlung oder als ein wohlberechneter Feldzug, der im voraus entworfen und nach allen Regeln der Taktik und Strategie durchgeführt wurde.»

Also: es «erscheint» nur so, als ob. Doch bald verdichtet sich der «Schein» im Denken des spintisierenden Dichters zu der Vorstellung,

daß in der Weltgeschichte ein höheres Bewußtsein waltet, das sich als *deus ex machina* dirigierend auswirkt. Eine absurde Vorstellung. Gerade die Entstehungsgeschichte des Christentums, das sich in hartem ideologischem Kampf gegen den Mithra-Kult durchsetzt, zeigt deutlich, daß hier soziale Momente ausschlaggebend waren, wie *Karl Kautsky* in seinem «Wesen des Christentums» näher ausgeführt hat. Zum Schluß soll noch ein Beispiel angeführt werden, das beweist, wie sehr der «bewußte Weltwille» sich in der Wahl seiner «Werkzeuge» irren konnte. Strindberg berichtet (auf Seite 467) über die Reformpläne des österreichischen «Volkskaisers» Joseph II., die auf die Beseitigung der Leibeigenschaft abzielten, aber scheiterten, weil — wie Strindberg meint — dieser Kaiser «demokratischer war als das Volk»:

«Das war ein Schauspiel, wie man es nie zuvor gesehen hatte; es war eine ganz verkehrte Welt, aus der die Verständigeren hätten lernen können, daß Könige und Untertanen nicht in absolut feindlichem Gegensatz stehen.»

Die gutgemeinten Reformen des Volkskaisers scheiterten jedoch aus einem ganz anderen Grund: Die «befreiten» Bauern waren nicht in der Lage, die vom Staat geforderten Steuern zu entrichten. Was den Großgrundbesitzern leicht war, nämlich die geforderten Abgaben zu zahlen, das wurde zum unübersteiglichen Hindernis der Reform. Joseph II. mußte vor dem Fiskus kapitulieren und seine Reformen auf dem Sterbebett widerrufen. Man hätte ein ganzes Heer von Steuerbeamten gebraucht, um die bäuerlichen Einzelwirtschaften fiskalisch zu erfassen. An dieser trivialen Tatsache scheiterte die josephinische Aufhebung der Leibeigenschaft und nicht etwa — wie Strindberg fabulierte — an dem Konservativismus des Volkes.

So kann man Schritt für Schritt die historischen Phantasien des Dichters widerlegen, der nicht den leitesten Versuch unternommen hat, um den Ablauf der Weltgeschichte auf natürliche Weise zu erklären, wie etwa *Darwin* die Abstammungslehre aus der natürlichen Zuchtwahl ableitete. Es bleibt nur noch übrig, die Frage zu erörtern, warum die Theologen die Strindbergsche Mystik der Weltgeschichte nicht adaptiert haben, obwohl dieselbe anscheinend ihrer Vorstellung von einem Weltenlenker recht nahe kommt. Da ist einmal auf eine Bemerkung des Dichters zu verweisen, die sich auf Seite 482 findet; sie lautet:

«Die Weltgeschichte sieht vielleicht grausamer aus als sie ist, und der Fürst dieser Welt ist wohl nicht der gleiche, wie der, von dem die Bibel spricht.»

Strindberg hätte sich gar nicht erst darum bemühen brauchen, einen Trennungsstrich zwischen sich und der Theologie zu ziehen, denn die Vertreter der Gottesgelehrtheit sind viel zu klug, um nicht zu sehen, welche gefährlichen Fußangeln in der Lehre von einem «bewußten Weltwillen» für den naiven Gläubigen liegen; wohl haben sie zur Beruhigung religiöser Gemüter erklärt, daß ohne den Willen des allmächtigen Gottes kein Sperling vom Dache fällt, doch bräche die ganze Theorie vom Sündenfall der ersten Menschen in nichts zusammen, wenn man den «freien Willen» der menschlichen Kreatur leugnen würde. Das haben schon die ersten Freidenker im 18. Jahrhundert richtig erkannt; sie argumentierten: Gott hatte den ersten Menschen verboten, vom Baum der Erkenntnis zu essen, aber sie hielten sich nicht an dieses Gebot. Gott wird als allwissend vorgestellt; er mußte daher im vornherein wissen, daß Adam und Eva sein Verbot mißachten werden. Da Gott ferner allmächtig gedacht wird, so muß man sich darüber wundern, daß er den Sündenfall nicht verhindern konnte. Darnach bleibt nur noch die Frage, warum Gott darauf verzichtete, von seiner Allmacht Gebrauch zu machen, sondern die Menschen in ihr Verderben rennen ließ; da er dies aber tat, kann er nicht als allgütig bezeichnet werden. Aus diesem Dilemma gibt es tatsächlich keinen Ausweg, sobald man Gott für das gesamte Weltgeschehen verantwortlich macht. Das wissen die Theologen ganz genau, und es bedurfte nicht erst der Logik der ersten Freidenker, um sie von der Strindbergschen Konzeption abzuhalten. Vielmehr rechneten sie mit der Kurzsichtigkeit des menschlichen Denkens, die immer wieder die Gläubigen dazu verleitet, offenkundige Widersprüche nicht mehr als solche zu empfinden.

Diese psychologische Tatsache gilt nun auch für Strindberg selbst, der — auf Grund des oft grausamen historischen Geschehens — zur Annahme eines teuflischen Weltlenkers gedrängt wird. (Man denke nur an die «Bekehrung» der heidnischen Sachsen zum Christentum, wobei Tausende dieser widerspenstigen Heiden den Tod fanden.) So bleibt denn zum Schluß nur noch die Frage, welche Denkhemmung bei Stringdberg vorlag, so daß er — abgesehen von seiner ganzen schiefen historischen Betrachtungsweise — die Widersprüche nicht erkannte, die in seiner mystischen Konzeption lagen. Dafür gibt es einige Anhaltspunkte in den Werken des Dichters, namentlich in seinen selbstbiographischen Bekenntnissen: «Der Sohn einer Magd» und

«Die Beichte eines Toren». Wir erfahren aus diesen Schriften, in welcher geistig zwiespältigen Familienatmosphäre Strindberg aufgewachsen ist, und wir verstehen — oder glauben, zu verstehen —, wie sehr seine Erlebniswelt durch trübe Kindheitserinnerungen eingeengt wurde. Doch noch liegt seine «Mystik der Weltgeschichte» wie ein erratischer Block auf seinem intelligiblen Lebensweg und wir suchen vergebens nach jenen «bedingten Reflexen» (Pawlow), die eine geistige Brücke herstellen zwischen sehr realen sozialökonomischen Tatsachen und einer zügellosen dichterischen Phantasie, die ihnen einen überweltlichen Sinn zu geben sucht.

Da kommt uns eine andere fixe Idee des überaus reizbaren Dichters zu Hilfe: In den meisten Werken Strindbergs äußert sich ein krankhafter Frauenhaß. In der Szenenreihe «Nach Damaskus» heißt es:

«Jeder gesunde Mann ist Frauenhasser, kann aber nicht leben ohne Verbindung mit der Feindin und muß kämpfen! Alle perversen und unmännlichen Männer sind Frauenverehrer!»

Vergleicht man diese aggressive Sprache etwa mit der «Kreutzer-Sonate» von *Leo Tolstoi*, wo ja auch die Existenz einer «Art Kampf der Geschlechter» zugegeben wird, so erkennt man den gewaltigen Unterschied beider Dichterpersönlichkeiten. Der bekannte Psychiater Prof. *E. Kretschner* (Marburg), der durch sein Buch «Körperbau und Charakter» (1921) weltbekannt geworden ist, hat das Rätsel des Strindbergschen Frauenhasses gelöst. In einer Abhandlung, die sich in dem von Graf *E. Keyserling* herausgegebenen «Ehebuch» findet, führt Kretschner näher aus, daß Strindberg feminin veranlagt war und sich daher dazu gedrängt fühlte, die maskuline Komponente seines Wesens übermäßig zu betonen. Das war ihm selbst natürlich nicht bewußt, sondern er bringt immer wieder vernunftmäßige Begründungen vor, um die Minderwertigkeit der Frau darzutun, die — nach seiner Auffassung — sich geistig an dem Mann emporrankt, so daß dieser zu ihrem «Gläubiger» wird. Es hat auch sonst verschiedene Frauenhasser gegeben, doch es wäre psychologisch gänzlich abwegig, dieselben mit Strindberg in einen Topf zu werfen. So ist z. B. der Frauenhaß des Philosophen *Arthur Schopenhauer* grundsätzlich anders zu erklären: er fühlte sich von seiner Mutter, die sich der Schriftstellerei verschrieben hatte, vernachlässigt. Grund genug, daß sich der nach dem Alleinbesitz der Mutter strebende Sohn über diese Schriftstellerei höchst abfällig äußerte. Als aber seine Mutter

sich einen Hausfreund zulegte, da war für Schopenhauer das Maß voll, und er reagierte seinen Unmut dadurch ab, daß er der ganzen Frauenwelt einen unerbittlichen Kampf ansagte. Vielleicht ist sogar der ganze Pessimismus Schopenhauers auf diese Weise zu erklären. Auch bei Strindberg finden sich interessante Ausstrahlungen seines Frauenhasses, z. B. in seiner «Gespenstersonate».

Für unser Thema kommt besonders in Betracht, daß sich die mystischen Neigungen Strindbergs in der Vorstellung eines «bewußten Weltwillens» verdichteten. Wir müssen bis auf Dostojewski zurückgehen, um zu einer psychologisch halbwegs brauchbaren Parallele zu gelangen; dieser Dichter litt an einem unbändigen Vaterhaß, aber gerade deshalb unterwarf er sich politisch dem «Väterchen» Zar. Auch Gott ist ein Vatersymbol, und Dostojewski hatte zeitlebens für Religion etwas übrig, obwohl er das Wort von der «himmlischen Schnapsbude» geprägt hat. Nun, Strindberg haßte seinen Vater nicht, obwohl er als «Sohn einer Magd» unter dem Druck seines standesbewußten Vaters aufgewachsen war; vielmehr identifizierte er sich weitgehend mit seinem Vater, was durch seine feminine Veranlagung gefördert wurde. Da mochte er denn auf diesem Umweg zu der Vorstellung eines göttlichen Weltlenkers gelangt sein. Seltsam sind die Wege verdrängter Neigungen und Abneigungen. H.

Es hat den Philosophieprofessoren noch nie an authentischen Nachrichten vom Dasein Gottes und seinem Verhältnis zur Welt gefehlt, in deren ausführlicher Mitteilung nach ihnen das Philosophieren ganz eigentlich bestehen soll. Allein, wie man sagt, «kupfernes Geld — kupferne Ware», so ist dieser bei ihnen sich von selbst verstehende Gott eben auch danach. Er hat weder Hand noch Fuß. Darum halten sie mit ihm so hinterm Berge oder vielmehr hinter einem schallenden Wortgebäude, daß man kaum einen Zipfel von ihm gewahr wird. Wenn man sie nur zwingen könnte, sich deutlich darüber zu erklären, was bei dem Worte Gott so eigentlich zu denken sei, dann würden wir sehen, ob er sich von selbst versteht.

Arthur Schopenhauer